

Joseph Goebbels: Tagebucheintrag vom 13. Dezember 1941 (Auszug)

13. Dezember 1941 (Samstag)

[...]

Mittags habe ich eine Unterredung mit dem Führer. Er ist sehr glücklich über die steigenden Erfolge der Japaner und gibt der Überzeugung Ausdruck, daß sie sehr bald die Philippinen in ihrem Besitz haben werden. Auch Hongkong wird sich nicht lange halten können, und in einigen Monaten hoffen die Japaner sogar Singapur nehmen zu können. Nach Meinung des Führers ist die öffentliche Meinung in den USA außerordentlich schwer erschüttert. Die Verluste, die die Vereinigten Staaten gleich in der ersten Woche des Ostasien-Konflikts hinnehmen mußten, sind ja auch enorm.

Der Führer billigt durchaus die Tendenzen meiner Propaganda auch gegen Roosevelt persönlich. Sie entsprechen auch unserer alten und bewährten Propagandataktik, die sich immer auf einzelne Personen konzentriert hat, um in ihnen ein System zu treffen.

Die Vorgänge im Osten sieht der Führer nicht allzu dramatisch an. Selbstverständlich sind sie peinlich und schmerzhaft; aber daran ist nun nichts zu ändern. Er hofft, daß es uns gelingen wird, ohne schwere Verluste und Einbußen die vorgeschriebene Verteidigungslinie zu erreichen und von hier aus den Bolschewisten schwerste Verluste beizubringen.

Ob Rommel sich auf die Dauer halten kann, ist noch fraglich. Jedenfalls werden wir ihm mit neuen Methoden Nachschub zuführen, so daß wenigstens eine gewisse Hoffnung besteht, daß er sich durchsetzen wird. Und Rommel ist ja auch eine sehr energische und umsichtige Persönlichkeit, der man schon einiges zutrauen kann.

Die Japaner stehen augenblicklich beim Führer ganz hoch im Kurs. Vor allem bewundert er die Kongruenz zwischen japanischem Nationalismus und japanischer Religiosität. Schade, daß wir bei uns nichts Ähnliches haben. Bei uns stehen die Kirchen gegen den Staat, statt mit dem Staat zu kämpfen. Bei den Japanern ist es umgekehrt. In Japan kann man nur fromm

sein, wenn man ein guter Japaner ist; bei uns scheint man nur fromm sein zu können, wenn man sich gegen den Nationalsozialismus und damit gegen die deutschen Reichsinteressen versündigt. Dies Problem muß auch einmal gelöst werden. Aber leider wird das so lange dauern, daß wir es wahrscheinlich nicht mehr erleben werden. Unsere Pfaffen sind unausstehlich in ihrer ewigen Hetze und Sabotage gegen die Staatsinteressen. Sie wissen auch ganz genau, daß uns jetzt die Hände gebunden sind und wir nicht tun können, was wir für gut und richtig befinden. Aber das werden wir ihnen nach dem Kriege heimzahlen. Die klerikalen Gegenkräfte sind zwar für die Beurteilung der Gesamtlage nicht ausschlaggebend, aber immerhin können sie uns hin und wieder Mückenstiche versetzen, die zu kleinen Schwellungen führen. So unbedeutend sie für die Situation an sich sind, so lästig und schmerzlich können sie aber im Einzelfall sein.

Ich habe noch Gelegenheit, mit dem Führer eine Reihe von Erinnerungen aus alten Jahren aufzufrischen. Analogien aus dem Kampf um die Macht liegen für die Jetztzeit in Menge vor. Wer die damalige Entwicklung mit offenen Augen verfolgt hat, der kann sich auch ungefähr ein Bild davon machen, wie sie jetzt verlaufen wird.

Nachmittags spricht der Führer vor den Gauleitern. Er entwickelt ihnen ein sehr umfassendes und außerordentlich offenes Bild von der gegenwärtigen Situation. Er spricht von ganz hoher Warte aus. Man hat fast den Eindruck, als wenn er über ein Jahrhundert schaute. Er stellt eindeutig die außerordentliche Bedeutung des japanischen Kriegseintritts heraus, vor allem auch im Hinblick auf unseren U-Boot-Krieg. Unsere U-Boot-Kommandanten wußten zum Schluß nicht mehr, ob sie torpedieren durften oder nicht. Ein U-Boot-Krieg kann auf die Dauer nicht von Erfolg begleitet sein, wenn die U-Boote kein freies Schußfeld besitzen. Der Führer ist der Überzeugung, daß er auch wenn Japan nicht in den Krieg eingetreten wäre, über kurz oder lang den Amerikanern den Krieg hätte erklären müssen. Nun fällt uns der Ostasien-Konflikt wie ein Geschenk in den Schoß. Es ist zwar von allen deutschen Stellen mit Energie daran gearbeitet worden, aber immerhin kam er dann doch so plötzlich, daß er zum Teil unerwartet wirkte. Auch psychologisch ist das von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Eine Kriegserklärung von uns aus an die Amerikaner ohne das Gegengewicht des Ostasien-Konflikts wäre vom deutschen Volke sehr schwer hingenommen worden. Heute findet jeder diese Entwicklung fast selbstverständlich.

Der Führer hat bezüglich dieser Frage in den vergangenen Wochen und Monaten einen außerordentlich schweren inneren Kampf durchgefochten, denn er wußte, daß entweder der U-Boot-Krieg überhaupt zur Wirkungslosigkeit verurteilt war oder er doch den entscheidenden Schritt zur Kriegführung gegen Amerika unternehmen mußte. Jetzt ist ihm diese Zentnerlast vom Herzen heruntergefallen. Den Kampf um den Atlantik sieht er nun außerordentlich viel positiver als in der Vergangenheit. Er glaubt, daß jetzt die Versenkungsziffern wesentlich hinaufschnellen werden. Überhaupt erblickt er im Tonnageproblem das entscheidende Problem der gegenwärtigen Kriegführung. Wer dies Problem löst, der wird wahrscheinlich den Krieg gewinnen.

Die Frage, ob die plutokratischen Mächte Ostasien gänzlich aufgeben werden, wird von ihm offengelassen. Er glaubt, daß sie sich auf alle Kriegsschauplätze verteilen werden und damit ihre Kräfte so zersplittern, daß sie nirgendwo zu ganzen Aktionen mehr in der Lage sind. Das wäre zweifellos für uns das Günstigste, was sie tun könnten.

Wenn man uns zum Vorwurf macht, daß wir durch ein Bündnis mit den Japanern gegen die Interessen des weißen Mannes in Ostasien handelten, so muß dem entgegengehalten werden, daß Frankreich, England und Amerika schon während des Weltkriegs den weißen Mann praktisch aus Ostasien entfernten, als sie sich mit den Japanern gegen Deutschland verbündeten. Was damals also die Gegenseite mit uns tat, dasselbe tun wir jetzt gegen die Gegenseite. Interessen der weißen Rasse müssen augenblicklich hinter die Interessen des deutschen Volkes zurücktreten. Wir kämpfen um unser Leben; und was nützt uns eine schöne

Theorie, wenn uns hier der Lebensboden entzogen wird? Alle diese Probleme müssen augenblicklich von uns mit eisiger Kühle betrachtet werden. Wir dürfen uns nicht von Sentimentalitäten und auch nicht von theoretischen Erkenntnissen leiten lassen. In einem Kampf auf Leben und Tod sind einem Volke alle Mittel recht. Wir würden uns mit jedem verbünden, wenn wir damit die angelsächsische Position schwächen könnten.

Ob England irgendwann einmal Neigung zum Frieden zeigen wird, ist auch im Augenblick nicht zu übersehen. Sollte der U-Boot-Krieg weiterhin größte Erfolge haben, so würde England ja praktisch von seinen Lebensquellen abgeschlossen; und in diesen Dingen sind die Engländer dann ja auch [...]listisch. Sie führen nicht einen Krieg [...] [...]es Krieges willen oder einer schönen T[heorie]e zuliebe. Es ist auch nicht richtig, daß die Engländer noch nie einen Krieg verloren hätten; sie haben schon mehrmals Kriege verloren und haben auch mehrere Kriege durch ein Kompromiß beendet. Aber, wie gesagt, das kann man im Augenblick für die heutige Lage noch nicht übersehen.

Die Situation im Osten wird vom Führer vor den Gauleitern ausführlich entwickelt. Die deutsche Wehrmacht ist jetzt dabei, eine Bereinigung der Front zu vollziehen. Die vorgeschobenen Angriffskeile, die ja nur beispielsweise zur Umfassung von Moskau gedacht gewesen waren, müssen nun zurückgenommen und die Truppen auf eine Linie zurückgezogen werden, die haltbar ist. Dann soll ein Teil von ihnen in die Quartiere gehen. Die motorisierten und Panzerdivisionen müssen in die Heimat zurückbefördert und material- und menschenmäßig überholt werden. Eine neue große Panzerarmee ist in der Heimat im Aufbau begriffen. Sie soll im Augenblick nicht eingesetzt, sondern für kommende Operationen aufgespart werden. Wenn die kommende Frühjahrs- und Sommeroffensive beginnt, dann wollen wir ganz darauf vorbereitet sein. Militärische Aktionen sollen im Verlauf der nächsten Wochen nur etwa zur Kapitulation von Leningrad und, was das nächste ist, zur Einnahme von Sewastopol geführt werden.

Daß wir im Osten nicht weiter gekommen sind, als wir jetzt stehen, ist gewissermaßen ein unabwendbares Schicksal gewesen. Der Führer steht diesem Schicksal mit einem gläubigen Vertrauen gegenüber. Er ist heute der Meinung, daß das, was wir heute als Schaden und Unannehmlichkeit ansehen, in Wirklichkeit nur ein Vorteil ist. Wie ich schon manchmal betonte, hängt unsere Situation im Osten im wesentlichen vom Nachschubproblem ab. Das Nachschubproblem wäre aber unter Zugrundelegung der Wegeverhältnisse im Osten im Winter überhaupt nicht zu lösen, wenn wir sagen wir noch 300 Kilometer weiter ostwärts ständen.

Was nun die Lage in Europa selbst anlangt, so hält der Führer nach den schweren Einbußen, die die plutokratischen Flotten in Ostasien erlitten haben, eine Landung in Europa vorläufig für ausgeschlossen. Jedenfalls aber hat er sich auch darauf vorbereitet.

Schwierigkeiten machen uns nur die russischen Panzer. Aber dafür ist eine neue Pak-Waffe im Aufbau begriffen, die auch damit fertig wird.

Für die Lage in Nordafrika ist hinreichend vorgesorgt. Es werden neue Verbände herübertransportiert, vor allem aber auch Waffen. Leider kann man sich in der Kriegführung in Nordafrika nur sehr wenig auf die Italiener verlassen. Sie möchten gern, aber sie können nicht. Sie sind auch für eine durchschlagende Kriegführung nicht genügend vorbereitet. Hier hat der Faschismus auf der ganzen Linie versagt. Was hätte Italien nach seinem Eintritt in den Krieg alles im Handumdrehen erreichen können, wenn es so wie Japan vorgegangen wäre! Anstatt große Reden zu halten, mußten die Italiener Malta zu besetzen versuchen und der englischen Mittelmeerflotte schwerste Verluste zufügen. Statt dessen aber haben sie sich zu einem militärischen Spaziergang in Südfrankreich entschlossen, der ihnen keinerlei Vorteile gebracht hat. Die Italiener haben schlechte Waffen und schlechteste Strategie. Das ist nicht auf Mussolini persönlich zurückzuführen. Der möchte schon gern. Aber die italienische

Kriegführung wird im wesentlichen von einer vollkommen veralteten Militärbükratie bestimmt, die sich dem Duce gegenüber immer auf das Königshaus berufen kann. Das sind alles Nachteile, die bei uns nicht in Frage kommen, die aber Mussolini außerordentliche Schwierigkeiten bereiten.

Da sind die Japaner doch aus anderem Holz geschnitten. Auf sie ist Verlaß. Vor allem ist hier eine Vereinheitlichung der gesamten Kriegführung in Politik und Strategie festzustellen, die zu den größten Hoffnungen berechtigt. Wie armselig stehen demgegenüber die Italiener da! Sie haben nicht einmal eine Jagdwaffe, die auch nur halbwegs den Engländern gewachsen ist. Sie bauen zwar jetzt eine neue auf, an die man einige Hoffnungen knüpfen kann; aber es wird noch einige Zeit dauern, bis sie praktisch in Erscheinung tritt. Zwar lassen die Italiener es in der letzten Zeit nicht an persönlichem Mut fehlen; aber der moderne Krieg wird eben nicht nur durch den Einsatz von Mut, sondern auch durch den Einsatz von Material durchgeföhnt, und das fehlt den Italienern auf der ganzen Linie.

Im übrigen sieht der Führer die Gesamtlage durchaus positiv an. Die Schwierigkeiten, mit denen wir augenblicklich zu kämpfen haben, sind naturbedingt. Der dritte Kriegswinter unterscheidet sich eben darin vom ersten Kriegswinter.

Was die Kriegsdauer anlangt, so möchte der Führer sich auf eine Prognose in keiner Weise festlegen. Er will auch nicht zugeben, daß der Krieg etwa durch den Eintritt der USA verlängert worden sei. Das Weltbild ist heute so schnellen Veränderungen unterworfen, daß man hier nur vorsichtig die Zukunft beurteilen kann.

Es ist der feste Entschluß des Führers, im nächsten Jahr das sowjetische Rußland wenigstens bis zum Ural zu erledigen. Vielleicht wäre es dann schon möglich, in Europa eine Art von halbem Frieden zu stabilisieren, d. h. Europa auf sich selbst zu stellen und von der Kriegführung der anderen nur durch entsprechende Rüstungen Notiz zu nehmen. Ein Angriff auf dem europäischen Kontinent ist dann noch viel weniger möglich, als er heute möglich ist. Und was die Luftangriffe anlangt, so meint der Führer, daß ihre Wirkung bei fortschreitender Zeit immer beschränkter sein werde. Unsere Abwehrwaffen gegen die Luftwaffe sind doch so enorm in ihren Erfolgen gestiegen, daß man bezüglich der Zukunft des Luftkriegs außerordentlich skeptisch sein muß. Jede Waffe findet eben auf die Dauer doch eine Gegenwaffe. Wäre das anders, so bliebe das ja auch gänzlich unverständlich; denn der Menschengest gibt nicht nur die Erfindung von Waffen, sondern auch die Erfindung von Gegenwaffen ein.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß England sich angesichts einer solchen Lage sehr in der Klemme befinden würde. Es handelt sich auch im wesentlichen darum, die nächsten Monate heil zu überstehen und dann den Ostfeldzug zu einem günstigen Abschluß zu bringen.

Unser Volk muß das einsehen. Selbstverständlich sind die Entbehrungen, die der Heimat auferlegt werden, auch erheblich; aber sie können in keiner Weise mit den Anforderungen verglichen werden, die an die Front gestellt werden müssen. Das gilt es auch immer wieder in unserer Propaganda herauszustellen. Die Heimat würde sonst der Front gegenüber verwöhnt und machte sich selbst ein Kriegsbild, das nicht den Tatsachen entspricht.

Der Führer betont den Gauleitern gegenüber, daß seine nationalsozialistische Überzeugung im Kriege nur noch gewachsen sei. Er hält es für unumgänglich notwendig, daß wir nach dem Kriege resolut an die Durchführung eines ganz großzügigen und erschöpfenden Sozialprogramms herantreten, und zwar eines Sozialprogramms, das sowohl den deutschen Arbeiter wie auch den deutschen Bauern umfaßt. Erstens hat das deutsche Volk das verdient, und zweitens würden wir uns damit überhaupt die sicherste Grundlage unseres staatlichen Gefüges schaffen.

Die Arbeitskräfte der Gefangenen werden in weitem Umfang in die deutsche Kriegswirtschaft eingefügt werden. Überhaupt hält der Führer es für nicht mehr als recht und billig,

daß die Kriegsgefangenen für die Sieger zu arbeiten haben, wie das auch in der Antike der Fall gewesen ist. Daraus ist ja überhaupt erst die Sklavenarbeit entstanden.

Das ist schon ein wesentlicher Beitrag zur Sozialfrage. Denn wir werden ja zweifellos nach dem Kriege eine Kriegsschuldenlast von etwa 200 bis 300 Milliarden abzutragen haben. Mit Geld kann man das nicht abtragen, sondern nur durch Leistungen, und diese Leistungen müssen in der Hauptsache von den Völkern getragen werden, die den Krieg verloren haben. Wenn also, um ein Beispiel anzuführen, nach dem Kriege der Wohnungsbau in großem Stil einsetzt, so wird der Staat in der Lage sein, sagen wir ein Haus für 6000 Mark zu erbauen, dadurch, daß die Löhne sehr stark heruntergedrückt sind, es aber für 10 000 Mark zu einem normalen Preis verkaufen und die überschießenden 4000 Mark zur Abdeckung der Kriegsschulden benutzen. Das in großem Umfang gemacht, wird uns in die Lage versetzen, in zehn bis 15 Jahren mit den Kriegsschulden überhaupt fertig zu werden. Gehen wir solche neuen Wege nicht, sondern wiederholen wir das Experiment aus dem Weltkrieg, so ist eine Inflation und damit eine Wirtschaftskatastrophe ganz unvermeidlich. Hier tauchen auch wieder die Wurzeln der Sozialfrage auf, die gewissermaßen das A und O unserer ganzen Nachkriegspolitik darstellen wird. Vor allem bereitet das Wohnungsproblem dem Führer für die Nachkriegszeit sehr viel Sorgen, insbesondere das auf dem flachen Lande. Wir können die Landflucht auf die Dauer nicht verhindern, wenn die Menschen auf dem flachen Lande in Ställen wohnen und die Stadt auf sie eine umso magnetischere Anziehungskraft ausübt.

Bezüglich der Judenfrage ist der Führer entschlossen, reinen Tisch zu machen. Er hat den Juden prophezeit, daß, wenn sie noch einmal einen Weltkrieg herbeiführen würden, sie dabei ihre Vernichtung erleben würden. Das ist keine Phrase gewesen. Der Weltkrieg ist da, die Vernichtung des Judentums muß die notwendige Folge sein. Diese Frage ist ohne jede Sentimentalität zu betrachten. Wir sind nicht dazu da, Mitleid mit den Juden, sondern nur Mitleid mit unserem deutschen Volk zu haben. Wenn das deutsche Volk jetzt wieder im Ostfeldzug an die 160 000 Tote geopfert hat, so werden die Urheber dieses blutigen Konflikts dafür mit ihrem Leben bezahlen müssen.

Im Osten sieht der Führer überhaupt unser kommendes Indien. Das ist das Kolonialland, das wir besiedeln wollen. Hier müssen große Bauernhöfe für unsere Bauernsöhne und die Kapitulantanten unserer Wehrmacht geschaffen werden. Dieses Land, das oft schon von den Germanen erobert und besiedelt wurde, soll nun als eigentliches Grenz-, aber auch Kernland dem Deutschen Reich eingefügt werden, und in drei, vier Generationen muß es als absolut deutsch angesehen werden können. Aus der Krim wird der Führer einen "Ostgotengau" machen mit bestem Menschenmaterial aus allen nordisch bestimmten Nationen.

Eine solche Lehre klingt im allgemeinen gesehen zwar hart, aber sie ist im Lichte der Tatsachen und moderner Erkenntnisse nur logisch und zweckmäßig. Wenn die Deutschen für die Neuordnung Europas bluten, dann werden die anderen Völker für die Neuordnung Europas wenigstens arbeiten müssen. Es wäre noch schöner, wenn wir beides zu tragen hätten, den Bluteinsatz und den Arbeitseinsatz, und die Vorteile nur die anderen Völker einheimsten. Wir tun ja mit der Neuordnung, wie wir sie planen, niemandem ein Unrecht, denn allen wird es im Rahmen dieser Neuordnung besser gehen, als es ihnen bisher gegangen ist.

Europa kann überhaupt nicht als eine unorganisch zusammengewürfelte Völkergemeinschaft angesehen werden. Europa ist immer da, wo es verteidigt wird, heute also beim Deutschen Reich. Wir sind der Vortrupp eines kommenden besseren Europas und müssen uns deshalb als seine Wortführer und Repräsentanten fühlen. Wenn wir also dem neuen Europa die Wege ebnen, so haben wir auch zu bestimmen, welche Form dies neue Europa annehmen habe.

Am Schluß seiner Ansprache gibt der Führer einen weltweiten Ausblick auf die Zukunft. Er bestätigt noch einmal die Härte der psychologischen Auffassung des Krieges, wie ich sie seit

Wochen vertrete, erklärt ganz unumwunden, daß wir schon deshalb siegen müssen, weil wir sonst als Einzelpersonen und als Nation liquidiert würden, und charakterisiert in diesem Zusammenhang die großen aktuellen und zukünftigen Aufgaben der Partei. Die Zukunft unseres Volkes sieht er als absolut gesichert an. Nur in der Eroberung von Grund und Boden, auf dem spätere Bauerngeschlechter dem nationalen Leben dienen können, findet ein so enormer Bluteinsatz, wie er augenblicklich stattfindet, auch seine historische und völkische Berechtigung.

In bezug auf die Kirchenfrage ordnet der Führer langsames und schrittweises Vorgehen an. Aber es ist klar, daß sie nach dem Kriege eine generelle Lösung finden muß. Er findet Worte der Bewunderung für die religiöse Auffassung der Japaner, die man dem deutschen Volke nur wünschen könnte. Es ist auch ein Unfug, zu sagen, daß man nur als frommer Soldat zu sterben verstehe; denn erstens beweisen die Bolschewisten das Gegenteil, und zweitens verstehen auch die Männer unserer SS-Waffenverbände, die ganz anders ausgerichtet und erzogen sind, zu sterben. Es ist eben ein unlösbarer Gegensatz zwischen der christlichen und einer germanisch-heroischen Weltauffassung. Dieser Gegensatz kann zwar im Kriege nicht gelöst werden, aber nach dem Kriege müssen wir an die Lösung dieses Gegensatzes herantreten. Eine Lösungsmöglichkeit sehe ich nur in der weiteren weltanschaulichen Festigung des Nationalsozialismus. Der Nationalsozialismus ist zwar keine Religion, er kann aber unter der Einwirkung ganz starker Volkserlebnisse einmal eine solche werden. Er müßte dann auch religiös popularisiert werden. Aber das kann man nicht am Schreibtisch dekretieren, sondern das muß aus den schöpferischen Kräften des Volkes selbst entspringen. Aber das sind ja Sorgen von morgen. Heute haben wir uns mit anderen, aktuelleren Problemen zu beschäftigen. Jedenfalls jedoch müssen wir in der Religionsfrage eine persönliche klare Auffassung besitzen; umso mehr sind wir dann in der Lage, in der praktischen Behandlung dieses Problems taktische Geschicklichkeit zu beweisen.

Der Überblick, den der Führer über die allgemeine Weltlage gibt, ist erschöpfend und absolut überzeugend. Die Gauleiter sind von seinen Ausführungen natürlicherweise außerordentlich begeistert, und sie haben auch allen Grund dazu. Man müßte sie eigentlich häufiger zusammenholen, denn sie finden ja so selten Gelegenheit, sich über die eigentlichen Ursachen und Grundsätze der gegenwärtigen Lage zu orientieren, daß sie hin und wieder einmal eine Auffrischung nötig hätten.

Der Führer hatte eigentlich die Absicht gehabt, abends schon wieder nach dem Osten zurückzufahren; aber er hat noch so viele Einzelbesprechungen abzuhalten, daß er den Sonnabend über noch bleiben will. Ich muß gleich nach seiner Ansprache wieder an meine Schreibtischarbeit zurückgehen. Der Tag ist bei mir so ausbalanciert, daß, wenn ein paar Stunden der praktischen Arbeit verlustig gehen, er nur noch durch Einspannung von Nachtstunden wieder ins Gleichgewicht gebracht werden kann. Aber diesmal tue ich das sehr gern. Eine so ausführliche Aussprache mit dem Führer persönlich und im Kreise der Gauleiter wirkt wie eine Auffüllung von Kräften. Man kommt sich vor wie ein Akkumulator, der neu aufgeladen ist, und so wirkt sich das dann auch weiter nach unten aus.

Jedenfalls haben wir im Augenblick keinen Grund, besorgt zu sein. Die Situation ist schwer, aber wir werden ihrer Herr werden.

Quelle: Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und mit Unterstützung des Staatlichen Archivdienstes Rußlands hrsg. von Elke Fröhlich. Teil II: Diktate 1941–1945. Band 2: Oktober – Dezember 1941. Bearb. von Elke Fröhlich. München [u. a.]: K. G. Saur, 1996. S. 487–500. Hier zitiert nach: Nationalsozialismus, Holocaust, Widerstand und Exil 1933-1945. Online-Datenbank. K. G. Saur Verlag. 04.08.2008.